

Betrogene Betrüger.

Roman von Reinhold Ortman.

(Fortsetzung.)

Der Andere hatte vergebens versucht, die heftig herabgestoßenen Worte des Erzählten zu unterbrechen, oder ihm wenigstens zur Mäßigung seiner überlauten Stimme zu veranlassen. Auf seinem breiten, lächlichen Gesicht wies er den Ausdruck grimmiger Wuth mit dem Verdruss, eine verständliche Miene anzunehmen, und als jener gedenkt, hatte er die Herrschaft über sich genügend wiedergewonnen, um ihm in anscheinend freundlicher Weise zu erwidern:

„Deine Erregerung ist mir vollkommen unverständlich, mein Vetter! Was ich gegen die junge Dame einzuwenden habe, ist doch wahrhaftig keine Beleidigung für sie, und wenn es Dir Vergnügen macht, noch länger in dieser unbedingten Zwitterstellung ihr gegenüber zu verbleiben, so habe ich gewiß nichts dagegen einzuwenden, denn ich zweifle nicht, daß Du in Deinem eigenen Interesse Dein Verprechen, ihr nichts zu verrathen, halten wirst. Aber es kann mir nicht sehr angenehm sein, aus jedem Deiner Worte die moralischen Anschauungen dieser ehrenwerthen Dame herauszuhören. Eine Verpflichtung, die man einmal übernommen hat, muß man meiner Ansicht nach voll und ganz erfüllen, und wenn Fräulein Helene nichts von unseren Plänen weiß, so können wir uns bei deren Ausführung auch unmöglich nach dem richten, was sie vielleicht von ihnen denken würde. Jedenfalls ist es vorläufig am besten, wenn wir sie aus dem Spiel lassen und uns statt dessen über die Aufgaben verständigen, welche Dir zunächst bevorstehen.“

Obwohl die jörnige Erregung des angehenden Marquis noch keineswegs vollständig beseitigt war, ließ er sich doch herbei, aufmerksam den Mittheilungen zuzuhören, welche ihm sein Freund Schiele oder wie er jetzt hieß, Ullrich, mit vorläufig gedämpfter Stimme zuflüsterte, und es war bereits lichter Morgen, als sie einzeln das Haus verließen: der Marquis, um sich nun wirklich in das vornehme Hotel zu begeben, in welchem er Wohnung genommen, Ullrich aber, um in jenem Gewirre von Gassen, Höfen und Durchgängen zu verschwinden, in welchem Laster und Verbrechen mit Vorliebe eine Zufluchtsstätte vor den Verfolgungen der irdischen Gerechtigkeit suchen und finden.

4. Kapitel.

Seinem Verprechen gemäß wollte Graf Egon am folgenden Mittag den Marquis zu einem Spazierritt abholen. Der Franzose empfing ihn in der verbindlichsten Weise, bewahrte aber, ihn nicht begleiten zu können.

„Ich habe da eine alte Schupfwunde im Bein, ein Andenken an ein nicht ganz glückliches Duell, in welchem ich aus Gründen der Ritterlichkeit auf den Vortheil, welchen mir meine überlegene Sicherheit im Schießen bot, verzichtet habe. Die Wunde ist zwar vollständig vernarbt, aber die Kugel steckt noch darin und macht mir zuweilen zu schaffen. Ich darf an solchen Tagen nicht daran denken, ein Pferd zu besteigen und muß deshalb auch heute auf das Vergnügen verzichten, mit Ihnen zu reiten. Ich bedauere es unendlich; aber es läßt sich hoffentlich bald nachholen.“

„Ich will es aufrichtig wünschen. Der zweite Theil unserer Verabredung wird indessen durch Ihr altes Leiden hoffentlich nicht altert. Mein Vater und meine Schwester sind auf Ihren Besuch vorbereitet. In zwei Stunden hole ich Sie ab.“

Der Marquis gab durch eine Verbeugung sein Einverständnis zu erkennen und vollendete während der nächsten Stunde mit ganz besonderer Sorgfalt seine Toilette. Als Graf Egon endlich wieder erschien, konnte er sich nicht enthalten, seinem neuen französischen Freund ein aufrichtig gemeintes Kompliment über seine vorzeigliche Erscheinung zu machen und scherzend hinzuflüstern, daß er vorausichtlich noch manchem Frauenherzen in der Residenz gefährlich werden würde.

„Sie sollten sich eine unserer jungen Damen als Gattin mit in Ihre französische Heimath nehmen.“ scherzte er. „Ich kenne manche, die sicherlich nicht abgeneigt sein würde, als unumschränkt Herrscherin irgend ein romantisch gelegenes altes Schloß im schönen Süden Frankreichs zu beziehen. Sie würden die Wälder haben unter den ersten Töchtern des Landes.“

Du Verdy lehnte lächelnd ab, und in aller Eile bestiegen sie den unten stehenden Wagen des alten Grafen, dessen ausgezeichnete Pferde es in das Ziel ihres Weges brachten.

Als der Marquis vor einem hohen Wandspiegel des Vorzimmers noch einmal einen raschen, prüfenden Blick über seine ganze Erscheinung gleiten ließ, schien es ihm selbst, als ob sein Gesicht etwas bleicher sei, als gewöhnlich und als ob sich in seinen Zügen eine gewisse Spannung und Unsicherheit bemerklich mache. Er nahm sich deshalb energisch zusammen und zwang sich zu einem Lächeln, dessen Unbefangenheit selbst für den schärfsten Beobachter über jeden Zweifel erhaben sein mußte. Die spannungslose Sozialität, mit welcher ihn E. Crellen empfing, hätte ihm überdies selbst über eine wirkliche Verlegenheit hinweghelfen

müssen, denn der Generalleutnant hieß ihn mit so viel Wärme willkommen und plauderte mit so viel Frisch und Lebhaftigkeit von allen möglichen Dingen, für die er bei seinem Gal einig Interesse voraussetzen konnte, daß es diesem sehr leicht wurde, sich von einer angenehmen und gewandten Seite zu zeigen. Als nach einer kleinen Weile auch Komtesse Elsa erschien, war der Marquis in dem gräßlichen Haufe bereits so heimlich geworden, daß nicht die kleinste Spur von Befangenheit in seinem Benehmen zurückgelassen war.

Du Verdy hatte in der That Mühe, die Zurückhaltung zu bewahren. Die Atmosphäre, in welche er sich da mit einem Male versetzt sah, hatte etwas Betäubendes und Berausendes für ihn, und während er den Hauch von Vornehmheit und Noblesse, welcher ihm von den Personen und Gegenständen seiner Umgebung ausgeht, schenkte, mit einer gewissen Begierde einsog, vergaß er zuweilen, sein eigenes Benehmen in volle Uebereinstimmung mit dieser Vornehmheit zu bringen. Namentlich die Lebenswürdigkeit der Komtesse Elsa übte eine seltsame Wirkung auf ihn aus. Ebenso wie die Farbe auf seinem Gesicht in raschem Wechsel ging und kam, wenn sie ihn anredete, wenn ihr unnahehaltendes, silberhelles Lachen ihre Worte begleitete, ebenso schien auch seine Stimmung ihr gegenüber zu wechseln, und die veredelte Leidenschaftlichkeit, welche mitunter aus seinen Worten herauslief, war sicherlich bei der Kürze der Bekanntschaft ebenso befremdlich und unpassend, als die bis zu beinahe beleidigender Kälte gesteigerte Gelassenheit, welche oft unmittelbar auf einen solchen verstoßenen Ausdruck folgte.

Unterdessen hatten sich nach einander noch einige andere Gäste zu dem Diner eingefunden, an welchem auch der Marquis teilnehmen sollte, und Komtesse Elsa war sichtlich froh, als die Unterhaltung jetzt eine allgemeinere wurde und als sie sich endlich in — wie sie meinte — unauffälliger Weise einem heimlichen Zwiegespräch mit einem anderen Gaste, dem Professor Dornberg, hingeben konnte.

Der Maler hatte den Fremden von Anfang an mit einer beinahe mittrauischen Erscheinung Aufmerksamkeit beschieden und sich bei der gegenseitigen Vorstellung auffallend kühl und gemessen benommen.

Als ihn Elsa nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, sagte er mit einem Achselzucken:

„In dem Wesen und in der ganzen Persönlichkeit dieses Mannes liegt etwas, was mich unangenehm und peinlich berührt. Man wird als Maler allerdings auch ein wenig Physiognomiker, und wenn man von mir verlangt, daß ich offen beichte sollte, welchen Eindruck mir die Physiognomie dieses Franzosen macht, so würde ich in einige Verlegenheit gerathen. Er sieht aus wie jemand, von dem man Alles, nur nichts Gutes erwarten darf, und ich möchte mir seine Züge wohl für den Fall skizziren, daß ich einmal um das Modell zu einem grausamen, römischen Imperator oder zu einem perfiden Satrapen in Verlegenheit sein sollte.“

„Sie sehen natürlich wie gewöhnlich Alles in der düstersten Beleuchtung,“ lachte Elsa. „Einen harmlosen französischen Landwirth wegen seiner Adlernasen und seiner Faltenaugen zum blutdürstigen Verräther zu stampeln, ist wieder einmal ein Meisterstück Ihrer Künstlerphantasie. Vielleicht können Sie unseren neuen Bekannten in einer dieser Gestalten noch bei unseren lebenden Bildern unterbringen.“

„Ich hoffe, daß das nicht Ihr Ernst ist, Komtesse, und ich würde es sehr bedauern, wenn dieser Herr so große Fortschritte in der Kunst Ihrer Angehörigen machte, daß etwas Derartiges möglich würde. Auf meinen Widerstand könnte man immerhin gefaßt sein.“

„Ei, ei, Herr Professor! Und doch haben Sie kaum mehr als zwei Worte mit dem gefährlichen Menschen gesprochen! Zu so schnellen Beurtheilungen eines Nebenmenschen pflegt uns sonst nur eine Leidenschaft zu verführen, von der Sie ja vollständig frei sind.“

„Und welche Leidenschaft wäre das, Komtesse?“

„Die Eifersucht, hochweiser Professor,“ flüsterete sie ihm zu, ihre funkelnden Augen schielend auf sein ernstes Gesicht stehend. „Wollen Sie etwa in dem schwarzlockigen Apollo einen gefährlichen Nebenbuhler gewittert haben?“

„Ich würde mich wenigstens nicht wundern, wenn er es würde,“ versetzte Dornberg, und er wollte noch etwas hinzusagen, als Egon auf sie zutrat und nach einer kurzen Entschuldigung gegen den Professor zu seiner Schwester sagte:

„Der Marquis wird Dich zu Tisch führen, Elsa, er ist ein charmanter Gesellschaftler und ein echter Cavalier, wenn auch seine Manieren mitunter etwas ungehobener sein mögen, als es bei uns zu Lande für zulässig gilt. Er mag wohl auf seinen Besessungen ein wenig verkauert sein, darum darf man nicht jedes seiner Worte auf die Goldwaage legen.“

Marquis unter der Bürgschaft seines eigenen Namens in unseren Klub einführte, hat alle seine Papiere zu amtlicher Prüfung in den Händen gehabt, und aus seinem Munde, nicht aus dem Munde des Marquis, stammen die Mittheilungen über dessen angelegene Familie und seine ausgeübten Beziehungen. Ich wüßte überdies nicht, wodurch Ihnen unser Gast den geringsten Anlaß zum Argwohn gegeben hätte.“

Die Worte „unser Gast“ waren so nachdrücklich betont worden, daß der Professor nicht zweifeln durfte, Graf Egon werde es als eine persönliche Beleidigung auffassen, wenn er ohne triftige Beweise noch einen weiteren Vorwurf gegen den Marquis äußern würde. Er beschränkte sich deshalb auf eine vieldeutige stumme Verbeugung und zog sich zurück, als er jetzt denselben Mann, von welchem Joeben die Rede gewesen, auf sich zukommen sah.

Komtesse Elsa warf ihm einen etwas unwilligen Blick zu. Es wäre ihr vielleicht lieber gewesen, wenn er das Vorrecht einer früher ertheilten Zusage geltend gemacht und den Tischplatz an ihrer Seite beansprucht hätte. Aber sie selbst durfte ihm darin natürlich nicht entgegenkommen und konnte keinen Einwand erheben, als der Marquis ihr jetzt seinen Arm anbot, um sie zur Tafel zu führen. Dornberg schaute ihnen mit finstern zusammengezogenen Brauen nach. Er hatte den Versuch gemacht, sich selbst zu überreden, daß seine Abneigung gegen den schönen Franzosen nur aus einer unmotivirten Voreingenommenheit entspränge und eine tabelnswürdige Ungerechtigkeit sei; aber er brauchte nur einen Blick auf das Gesicht des Marquis zu werfen, um sich immer wieder zu sagen, daß ihn seine Beurtheilungsgabe diesmal doch nicht vollständig trügen könne.

Am liebsten hätte er sich jetzt ganz zurückgezogen; aber der Vorstoß gegen den Ton wäre ein geradezu unverzeihliches gewesen, und so mußte er es denn über sich ergehen lassen, daß ihm der nettsche Robold Zufall einen Platz dem Franzosen gegenüber gab. Elsa war über diese Zügung nicht wenig erfreut, aber ihre Verdringung veranlaßte sie bald in das Gegenstück, als die Unterhaltung zwischen dem Marquis und dem Professor von vornherein einen ziemlich gespannten Charakter annahm.

Herr du Verdy war es, welcher die Provokation durch eine ganz unmotivirte spitzige Bemerkung herbeiführt hatte, und der Professor fühlte sich um so weniger veranlaßt, seine innerliche Gereiztheit zu verbergen, als er nicht der herausfordernde Theil gewesen war. Elsa aber begriff nicht, was ihren Tischnachbar zu einem so befremdlichen Vorgehen veranlaßt haben könnte. Sie hatte ja keine Ahnung davon, mit welcher Aufmerksamkeit und Unruhe er vorhin jede ihrer Bewegungen verfolgt und wie er sie während ihrer leisen und angelegentlichen Unterhaltung mit dem Maler fast mit den Augen verschlungen hatte. Was bisher noch keinem Andern in der Gesellschaft aufgefallen war, das hatte sein scharfer Blick sofort erkannt, und er zweifelte nicht, daß zwischen der Komtesse und dem jungen Maler ein stilles Einverständnis bestand, das der Welt verborgen bleiben sollte.

Obwohl er sich über die widerstrebenden Gefühle, die in seinem eigenen Innern stürmten, völlig im Unklaren fühlte, und obwohl er sicherlich nicht die mindeste Ursache hatte, der Komtesse und dem Professor ein Leid zuzufügen, drängte es ihn doch unwillkürlich, seiner Entbehrung in möglichst boshafter Weise Ausdruck zu geben, und nachdem einige feinere Spitzfindigkeiten von seinem Gegenüber mit schlagender Geistesgegenwart abgelehrt worden waren, sagte er plötzlich, nachdem er vorher häufig einen Gläser Wein hinuntergestürzt hatte, mit erhobener, vernehmlicher Stimme:

„Ich höre, Herr Professor, daß Ihre bewundernswürdige Kunst in den Kreisen des hohen Adels sehr geschätzt sei, und ich bin darum einigermassen erstaunt, zu finden, daß Sie nicht längere Verbindungen mit einigen dieser Adelsfamilien eingeknüpft haben. Einer Bewerber von solchem Ruf und solcher Erscheinung würde man doch gewiß nitrgends zurückweisen und Sie würden eben das Entgegenkommen, das Sie heute in Ihrer Befcheidenheit vielleicht noch als einen Beweis von Herablassung und Gunst ansehen, als in ebenbürtig Geworbener beinahe verlangen können; der andern äußeren Verbände sein müßten, nicht zu gedenken.“

So liebenswürdig und scheinbar ganz absichtslos diese Worte hingeworfen waren, so wenig konnte doch irgend Jemand die tränkente Absicht in ihnen verkennen und namentlich Elsa und Dornberg mußten den Stachel, welcher sich gegen sie richtete, doppelt schmerzhaft empfinden. Eine dunfle Röthe hatte das Gesicht des Professors bis über die Stirn hinauf bedeckt; als silberne Messer welches er in seiner Rechten hielt, zitterte ein wenig und ur seine ausgezeichnete Erziehung und die männliche Klarheit und Festigkeit eines Charakters ließen ihn die Herrschaft über sich selbst nicht verlieren.

Man pflegt Spekulationen so nichtswürdiger Art bei uns jenen Wüßkritzern zu überlassen, die zu schwach oder zu geistesarm sind, sich um eigener Kraft eine Achtung gebietende Stellung zu erringen,“ sagte er

mit unerkennbarer Beziehung. „Erst mit nicht bekannt, wie man in Ihrem Vaterlande darüber denkt, Herr Marquis; aus dem Munde eines Deutschen wäre mir Ihre Zumuthung ab jedenfals gleichbedeutend mit einer Beleidigung gewesen.“

Der Angreifer fühlte, daß er für den Augenblick geschlagen sei und daß er nicht weitergehen dürfe, wenn nicht ein offener Stachel herbeigeführt werden sollte. Er beschränkte sich also darauf, seinem Gegner einen funkelnden Blick des Hasses zuzuwenden und sic dann mit verdoppelter Liebesswürdigkeit zu seiner schönen Nachbarin zu wenden. Aber er fand hier nicht mehr heitere Aufmerksamkeit u. Freundlichkeit, die ihn vorhin in einen förmlichen Kauf verlegt hatte. Komtesse Elsa war plötzlich sehr ernst geworden und behandelte ihn mit unerbittlicher abweisender Kälte. Wenn er noch gewarnt hätte, daß zwischen ihr und dem Professor verborgene Beziehungen bestanden, so mußte er jetzt, wo sie ihn die Kränkung des Malers so fühlbar entgelten ließ, felsenfest davon überzeugt sein. Seine Feindseligkeit gegen den blonden Künstler steigerte sich durch diese Wahrnehmung bis zum ingrimmigsten Haß und in seiner Brust wühlte eine Eifersucht, die ihm zwar selber als völlig unsinnig hätte erscheinen müssen, deren Einfluß er sich jedoch nicht desto weniger überließ.

Es konnte keine Stimmung nicht verbessern, als er bemerkte, daß sich Komtesse Elsa nach erhobener Tafel von seiner Seite zurückzog und seine Annäherungsversuche kaum irgend welcher Bedeutung würdigte. Auch der Generalleutnant und Graf Egon schienen durch den Zwischenfall an der Tafel, der von Niemand unbemerkt geblieben war, ein wenig gestört zu sein und die frühere Heiterkeit und Spannungslosigkeit der Unterhaltung war jedenfalls empfindlich gestört.

Zwar gelang es der sprühenden Lebhaftigkeit des Franzosen, den unangenehmen Eindruck bei den beiden Herren wieder zu beseitigen und von der alten Erhellung sogar eine Einladung zu der nächsten Kostümprobe der lebenden Bilder zu erhalten; aber seine Hoffnung, daß ihm auch die Komtesse noch einen freundlichen Blick schenken und auch ihrerseits dem Wünsche, ihn wiederzusehen, Ausdruck geben würde, ging nicht in Erfüllung.

Elsa war vielmehr sehr bald, nachdem sich der Professor empfohlen hatte, ebenfalls aus dem Salon verschwunden und der Marquis hatte somit nicht einmal Gelegenheit, seine vorberige Ungeklärtheit und Unbeherrschung beim Abschiede durch eine angemessene Entschuldigung wieder gut zu machen.

Als er endlich in den weichen Kissen des gräßlichen Wagens saß, um in sein Hotel zurückzukehren, sprach er nach einer langen Weile finstern Nachdenkens mit dem Ausdruck einer rückwärtslofen Entschlossenheit vor sich hin:

„Ich habe keinen Grund, mir eine Untreue gegen Helene vorzurufen, denn ich liebe diese stolze Aristokratin nicht; aber wenn ich den hochmüthigen Farbentleser um seine wohlfeile Beute zu bringen vermöchte, wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich dafür zu opfern im Stande wäre.“

5. Kapitel.

Christoph Weißbergers Nichte hatte in der Hauptstadt bald ein anheimelndes und freundliches Stübchen gefunden, das sich jedenfalls sehr vortheilhaft von der unheimlichen Hofwohnung unterschied, welche sie bisher mit dem kranken Oheim inne gehabt. Allerdings gingen auch hier die Fenster nicht auf die Straße hinaus; aber sie gewöhnten sich den Ausblick auf eine Reihe kleiner Gärten, die mit herblich buntgefärbtem Laub dem hinaussehenden Auge manchen erfreulichen Ruhepunkt darboten. Auch die Fensterbänke hatte das junge Mädchen mit blühenden Topfgewächsen geschmückt, über dem Nächstlichen schmückte er goldgelber Ananiasvogel seine übermüthigen Triller, und mancher andere beiseidene, aber sinnige Schmuck des kleinen Raumes gab Zeugniß von den Reigungen und dem guten Geschmack seiner Bewohnerin.

In dem Testament, das sich nach dem Tode des alten Weißberger vorgefunden hatte, war Helene eine Summe von dreitausend Thalern ausgesetzt worden, mit der Bemerkung des Erblassers, daß das Vermächtniß bei seiner Liebe für die Nichte sicherlich ein größeres gewesen wäre, wenn er sich nicht der Hoffnung hingäbe, daß sie binnen kurzem die Gattin seines Sohnes und damit Mitbesitzerin seiner ganzen Nachlassenschaft werden würde.

Im Uebrigen war die ganze Erbschaft in Bruno's Besitz übergegangen und der junge Mann hatte die Höhe derselben sehr richtig abgeschätzt, wenn er damals seinem Freunde Schiele gegenüber geäußert hatte, daß sie die Summe von zehntausend Thalern jedenfals kaum übersteigen würde. Andere Verwandte oder Freunde, denen er hätte etwas aussetzen können, hatte Christoph Weißberger nicht gekannt. Er war sein Leben lang ein armer Mann gewesen, der nicht mit Unrecht für einen habgierigen Wucherer angesehen hatte, und mit dem darum Niemand etwas zu schaffen haben mochte, der nicht durch eine Geldverleghheit dazu gezwungen war. Sicherlich waren viele mehr kluge und Verwundschonen gegen ihn geschleudert worden, als man ihm Gutes ergehen hätte, und es hätte nicht an Stimmen gefehlt, welche mit unerbittlicher Genugthuung von einer

rechten Strafe des Himmels gesprochen hätten, als vor wenigen Jahren er gut verbüßte Verbrechen aufgetaucht, daß Weißberger bei dem Bankrot eines auswärtigen Bankhauses in ganzes, auf so wenig ehrenhafte Weise erworbenes Vermögen bis auf einen ganz geringfügigen Rest eingekauft habe.

Es war darum keineswegs befremdlich gewesen, daß in dem Testament einer anderen Persönlichkeit beizufügen, und einigermassen auffällig erschien nur die lehrwillige Verfügung, daß die Nachricht vom Ableben des Erblassers sofort an Herrn Egon und Journalist in Brüssel gesandt werden sollte. Weber Bruno noch Helene hatten diesen Namen je zuvor aus dem Munde des alten Weißberger vernommen, nirgends fand sich in den nachgelassenen Papieren des Verstorbenen eine Andeutung über geschäftliche oder persönliche Beziehungen zu jenem Herrn Journalist. Nichtsdestoweniger war der Wille des Wucherers gewissenhaft erfüllt worden. Die Todesanzeige war nach Brüssel abgegangen, aber nach Verlauf von acht Tagen war der Brief als unbestellbar zurückgekommen, da man den Adressaten in der besagten Hauptstadt nicht hatte ausfindig machen können.

Die wenigen und beinahe werthlosen Möbel, welche Weißberger hinterlassen, waren um einen Spottpreis verkauft worden, und Helene war nicht wenig überrascht und erfreut, als Bruno die ganze ihm zugefallene Erbschaft nicht, wie sie befürchtet hatte, innerhalb einer kurzen Frist vergeudet, sondern sie vielmehr bei einem Bankhause deponirt hatte, um, wie er lachend sagte, damit den Grund seines künftigen Haushaltes zu legen. Auch sie selbst hatte natürlich ihr kleines Vermögen nicht angegriffen. Sie erwarb sich vielmehr hier in der Hauptstadt durch die Ertheilung von Klavierunterricht und anderen Vorktionen ohne allzu große Schwierigkeiten die geringen Mittel, deren sie für ihre bescheidene Erziehung bedurfte. Bruno's Suche empfing sie nie nur selten. Er hatte ihr gleich nach ihrer Ankunft mit heiterer Miene mitgetheilt, daß es ihm gelungen sei, in einem Geschäftshause eine sichere und einträgliche Stellung zu finden, aber er hatte doch hinzugefügt, daß ihm die Fülle der zu überwältigenden Arbeit verbieten würde, sich ihr eifriger zu widmen. Helene war damit um so eher einverstanden gewesen, als sie bei ihrer Verlassenheit ängstlich auf die Erhaltung ihres guten Rufes bedacht sein mußte, und sie gestattete aus diesem Grunde auch niemals Besuche zu einer anderen als der in der Gesellschaft dafür üblichen Tageszeit.

(Fortsetzung folgt.)

In Memphis, Tenn., starb an den Folgen eines Blutzuges Prof. Karl M. Ruch, ein hervorragender Musiker. Ruch hatte eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Als geborener Deutscher zog er mit dem späteren Kaiser Maximilian nach Mexiko, wo er die Stelle eines Hofkapellmeisters inne hatte. Von dort kam er nach den Ver. Staaten. In Mobile, Ala., gingen ihm bei einer Spazierfahrt die Pferde durch, wobei er einen Schädelbruch davontrug, von dessen Folgen er sich nie wieder erholte. Sein musikalisches Talent hatte zwar keine Einbuße erlitten und seine vorzüglichen Leistungen sicherten ihm immer wieder neue Engagements als Dirigent von Kirchen- u. Chören, deutschen Gesangvereinen etc., aber seine hochgradige Vergeßlichkeit und excentrisches Wesen verurtheilte ihn auf seinen Mitritt und daher kam er nie auf einen geringen Zweig. Er wurde 69 Jahre alt.

Vor dem Brüsseler Appellhofe wurde dieser Tage eine erbauliche Entscheidung an das Tageslicht gefördert. In Antwerpen war ein gewisser Jan Defordt verhaftet worden, weil er gefälschte Gemälde alter und neuerer Meister verkauft; er hatte angebliche Rubens, Franz Hals u. s. w. an den Mann gebracht. Der Antwerpener Gerichtshof verurtheilte ihn zu 14 Monaten Gefängniß. Er legte die Berufung ein, und die neue Beweisaufnahme ergab, daß es in Antwerpen ganz gewöhnlich zur Fälschung von Gemälden gäbe. Selbst ein Fischhändler beschäftigte sich mit deren Absatz; ein Antiquitätenhändler beherbergt bei sich junge Maler, deren Gemälde sodann als Verlat, De Braekeleer u. s. w. in den Kunsthandel kommen. Der Gerichtshof bestätigte das Urtheil erster Instanz.

Ein Priester Namens Blasel, angeblich ein Deutscher, hat in seinem am Janniculum bei Rom gelegenen Weinberge nach kurzem Wortwechsel seinen Wäzner und dessen Schwager niedergeschossen. Als er verhaftet werden sollte, schoß er sich eine Revolverkugel in die Schläfe und blieb sofort todt.

In Chicago hat sich unter dem Namen „Don Alcoholic Beer Brewing Co.“ eine Gesellschaft incorporiren lassen, welche ein Getränk herstellen will, das das Aussehen und den Geschmack des Bieres haben will, aber keinen Alkohol enthält.

Der Schooner „Electric“ scheiterte auf der Fahrt von Bonaccio nach Mobile, Ala., am Ostende der Bonaccio-Klippen. Ein Mann von der Besatzung und ein Passagier ertranken. Der Rest der Mannschaft erreichte in Sicherheit das Land.

Der Schooner „Electric“ scheiterte auf der Fahrt von Bonaccio nach Mobile, Ala., am Ostende der Bonaccio-Klippen. Ein Mann von der Besatzung und ein Passagier ertranken. Der Rest der Mannschaft erreichte in Sicherheit das Land.

Der Schooner „Electric“ scheiterte auf der Fahrt von Bonaccio nach Mobile, Ala., am Ostende der Bonaccio-Klippen. Ein Mann von der Besatzung und ein Passagier ertranken. Der Rest der Mannschaft erreichte in Sicherheit das Land.

Der Schooner „Electric“ scheiterte auf der Fahrt von Bonaccio nach Mobile, Ala., am Ostende der Bonaccio-Klippen. Ein Mann von der Besatzung und ein Passagier ertranken. Der Rest der Mannschaft erreichte in Sicherheit das Land.

Fischfang in Alaska.

Wer es noch nicht gesehen, kann sich gar keinen Begriff davon machen, wie dicht die Flüsse des arktischen Territoriums Alaska in der Zeit von Mitte Juli bis Anfangs September mit dem herrlichen großen Königsachs gefüllt sind, schreibt ein Neuengländer, der zum erste Male den Lachsfang daselbst und zwar denjenigen durch Eingeborene beobachtet hat.

Der Capitän unseres Dampfers kündigte uns eines Tages an, daß wir morgen eine echte Eskimo-Fischpartie haben sollten, in Gesellschaft unserer eingeborenen Dolmetschers Ungurula. Das war uns eine hochwillkommene Kunde, und ich rüstete mich in gewohnter Weise gründlich für die Tour aus und nahm all meine Geräte mit. Das war allerdings, wie ich mich bald überzeuge, vollkommen überflüssig. Denn der Capitän erklärte mir, unsere Dolmetscher werde das Fischen ganz allein besorgen, wir würden aber trotzdem Unterhaltung genug haben.

Ungurula versorgte sich mit dem einfachsten Fischereigeräthe, das ich je gesehen habe. Er beschaffte sich ein Brett von 5-6 Fuß Länge und etwa 7 Zoll Breite. An dem einen Ende schnit er einen Griff derart zurecht, daß das Brett bequem und fest mit beiden Händen gehalten werden konnte. Nun wurde der Schiffszimmermann gefolt, welcher etwa 20 lange Drahtnägel, die länger, die zu finden waren, in regelmäßigen Abständen durch das Brett trieb, so daß die langen spitzen Enden wenigstens noch vier Zoll an der unteren Fläche des Brettes herausstakten. „Wie viele Fische?“ fragte Ungurula — der ebenso, wie die anderen Eingeborenen, kein F auszusprechen konnte — während sie das seltsame Möbel prüfeten. O, so viele!“ antwortete der Capitän, indem er seine zehn Finger dreimal öffnete und schloß. Ich stellte keine Fragen mehr, sondern wartete ab, bis mir die Ereignisse Alles erklären würden.

Es war die Jahreszeit der Mitternachtssonne, und wir hatten daher beständiges Tageslicht und konnten uns zu jeder Stunde an den Fischfang machen. Um 4 Uhr Morgens wurde das Steuerbord-Boot vom Dampfer niedergelassen, und wir ruderten rasch mehrere Meilen die Bai von Clarence hinauf, bis wir die Flußmündung erreichten; dann ging es noch zwei oder drei Meilen stufabwärts. Ungurula war in Allem unser Führer, und auf sein Geheiß landeten wir an einer Stelle, wo der Fluß sich theilt, zogen uns. Boot an's Ufer und gingen dann den kleineren Stromarm entlang etwa 100 Fuß aufwärts.

Das Schauspiel, das sich uns darbot, kann nicht beschrieben werden. Wir hatten schon weiter unten tolle Menschen Fische gefangen, so daß wir uns wunderten, daß unser Führer nicht schon dort das Vergnügen eröffnete. Aber hier schien der ganze Fluß nur noch aus Lachsen zu bestehen! Man konnte wirklich sagen, daß diese Fische, wie die Häringe zusammengesetzt waren, und sie schienen einander förmlich aus dem Wasser hinauszubringen. Wir waren so verblüfft, als ob wir plötzlich in die Märchenwelt versetzt worden seien. Aber für Ungurula war dieser Anblick etwas sehr Gewöhnliches, und er hielt sich seinen Augenblick mit der Bewunderung auf, sondern er entledigte sich seiner Stiefeln, Strümpfe und Hosen, nahm das geheimnißvolle Brett in die Hand und ging in den Strom bis zu einer Tiefe von drei Fuß. Dann erhob er das Brett, so hoch er konnte, mit der Breitseite nach unten gerichtet, und schlug es mit so großer Gewalt, wie er überhaupt mit seinen zwei Armen ausüben konnte, nach auf das Wasser. Darauf zog er das Brett, mit einer Bewegung nach unten, nach sich, und als er aus dem Wasser kam, sahen wir vier große Königsachsen an das Brett geklebt.

Wieder und wieder ging er hinein, und nach wenigen Minuten waren die gewöhnlich 30 Stück gefangen. Das Wasser war eiskalt, aber der Führer war dagegen abgehärtet, und als er die letzten Fische geholt hatte, stellte er den stehenden Blutumlauf in seinen Beinen durch tüchtiges Reiben wieder her. Das Eisbad schadete ihm nicht in Geringsten.

Das war die merkwürdigste und im Verhältnis zur Kürze der Zeit glückliche Fischereipartie, die ich je mitgemacht hatte. Wir hätten dieses Fischen noch Stunden lang fortsetzen können, ohne die Zahl der Lachse sichtlich zu vermindern. Da wir aber Alles hatten, was wir wünschten, so lehrten wir mit unserer Bute nach dem Boot zurück, stiegen ab und erreichten glücklich unsern Dampfer. Wie armelig kam mir nach einem solchen Erlebnis selbst das phänomenalste Fischergeld in Neuengland vor! Unsere 30 Lachse waren lauter Prochtere und wogen 8 bis 16 Pfund; ihr Fleisch hatte die tiefste Lachsfarbe und war in g'ochtem Zustande so weich und üppig, wie Rahmbutter. Mit solchem Genuß hatte ich noch niemals Lachs verkostet.

Im Eifer. Geheimpolitik:..... Ihr Verdacht gegen Ihren Cassirer bestätigt sich, wie mir scheint, nicht und können Sie seiner Ehrlichkeit wegen ruhig sein. Er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anständig.....! Brinzipal (ihn unterbrechend): Ja, aber..... das ist es ja eben; — von dem Gehalt, den ich ihm gebe, kann er absolut nicht anständig leben!

Im Eifer. Geheimpolitik:..... Ihr Verdacht gegen Ihren Cassirer bestätigt sich, wie mir scheint, nicht und können Sie seiner Ehrlichkeit wegen ruhig sein. Er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anständig.....! Brinzipal (ihn unterbrechend): Ja, aber..... das ist es ja eben; — von dem Gehalt, den ich ihm gebe, kann er absolut nicht anständig leben!

Im Eifer. Geheimpolitik:..... Ihr Verdacht gegen Ihren Cassirer bestätigt sich, wie mir scheint, nicht und können Sie seiner Ehrlichkeit wegen ruhig sein. Er treibt keinerlei Aufwand, lebt allerdings anständig.....! Brinzipal (ihn unterbrechend): Ja, aber..... das ist es ja eben; — von dem Gehalt, den ich ihm gebe, kann er absolut nicht anständig leben!